

Christa Wolf



Nachruf auf Lebende
Die Flucht

Suhrkamp

hinter mir gelassen, alles schon verraten, und mir graute vor mir selbst, während meine Mutter weitersprach: Es ist soweit. Wir müssen weg.

Ihr werdet nicht begreifen, daß vorher niemals zwischen uns davon die Rede gewesen war. Niemals von Weggehen, niemals von Flucht, und niemals von Niederlage. Daß meine Mutter davon gesprochen hatte, im Laden, und in der ungeeigneten Gegenwart der NS-Frauenschaftsführerin, und was für Folgen das hatte – das alles erfuhren wir später. Denn die Aussichten, etwas Stichhaltiges über die Meinung der eigenen Eltern oder über den Verlauf des Krieges oder über allgemeine Lebenszustände zu erfahren, waren nicht gerade günstig für Kinder eines

Lebensmittelkaufmanns, die in einer mittleren, für gepflegte Parks bekannten Stadt jenseits der Oder eine Oberschule besuchten, wofür ihr Vater monatlich 18 deutsche Reichsmark widerspruchslos an die Schulbehörde überwies. Keiner von uns Kindern hatte je einen Zweifel gelassen, daß er nicht gewillt war, das Geschäft einst zu übernehmen, und es ist auch nie ein Druck auf uns ausgeübt worden – aus Gründen, die ich heute besser verstehe als damals.

Jedenfalls bekam mein Bruder Oddo zu Weihnachten den neuen Zusatzkasten zum Stabilbaukasten, der es ihm erlaubte, seine Krananlage um einen Schreitbagger zu erweitern, und ich sammelte unangefochten die Kinder der Nachbarschaft »auf den Röhren« zum Schulunterricht. Sie will ja

Lehrerin werden, hieß es von mir, es gab eine wohlwollende Übereinkunft zwischen allen meinen Lehrern und allen meinen Verwandten – unter denen es Buchhalter und Schlossermeister und Fuhrunternehmer gab, aber keinen Lehrer – und mir selbst, einen Respekt, der mich trug und den ich unverfroren ausnutzte, wenn es nötig wurde. Sie hat ja wieder das beste Zeugnis, hieß es, oder nein – das zweitbeste nur diesmal? Immerhin. Ihr fällt ja das Lernen leicht, sie hat ja einen Kopf, mit dem sich was anfangen läßt, bleib nur brav, mein Kind, fleißig bist du ja sowieso, hier hast du eine Mark, für das gute Zeugnis. Die Großmutter in Heinersdorf gab fünfzig Pfennig, sie sagte, wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert, als wir so alt waren wie ihr, wußten wir

nicht, wie ein Groschen aussieht, wenn wir ihn uns nicht selbst verdient hatten.

Die Heinersdorf-Großeltern würden hierbleiben, hieß es, an jenem Morgen, dessen Datum ich mir merken wollte. Es war der dreißigste Januar

neunzehnhundertfünfundvierzig.

Heinersdorf-Oma hatte erklärt, man müsse sie schon aus ihrem Haus heraustragen, freiwillig verlasse sie es nicht, und dieser Ausspruch entsprach unseren Erwartungen.

So kam es, daß wir sie bei unserem

Weihnachtsbesuch im alten Jahr vierundvierzig zum letzten Mal gesehen haben, wie immer hatten sie das

Wohnzimmer für den ersten Feiertag geheizt, Heinersdorf-Oma wärmte sich ihr Kreuz am Ofen, der Streuselkuchen war so gut, wie er

heute leider nicht mehr gebacken wird, Urgroßvater war nicht mehr bei Tisch zugelassen, er aß unmanierlich, und er war ja auch so gut wie taub. Außerdem hatte er ja sein schönes Zimmer, und wenn der Mensch hoch über neunzig ist, wartet er auf den Tod, sagte Heinersdorf-Oma. Sie wartete auf den Tod ihres Vaters, wie mein Bruder schon als kleiner Junge auf die versprochene Erb-Uhr des Urgroßvaters gewartet und ihn häufig mit der Mahnung geärgert hatte, daß er endlich sterben solle. Urgroßvater aber starb überhaupt nicht von selbst, wenn man in seiner Jugend durch halb Polen und Schlesien als Saisonschnitter gezogen ist, hat man Kräfte gesammelt für ein ganzes Jahrhundert. Urgroßvater wollte nicht »woanders« leben, er hat sich erhängt, als die Heinersdorf-